



[Nachdruck verboten.]

Das Teſtament der Indieriu.

44) Roman in zwei Bänden von Mary Cecil Day.
(Martham Howard).

(Schluß.)

So lautete die einfache Anzeige, welche der Schloßherr von Weſtleigh in die verſchiedenen Zeitungen hatte einrücken laſſen; doch konnte dies nicht verhindern, daß anderweitige großartige Artikel dieſes Ereigniß des Tages beſprachen. Die Trauung allein nahm eine ganze Spalte ein in jedem der Kinbury-Blätter und in den beſſeren Zeitungen Englands, während die Hochzeitsgäſte, die Toiletten und Juwelen bis in die kleinſten Details beſprochen wurden. Das Kleid der Braut war ſo glänzend beſchrieben, als ob es Honor die Schönheit verliehen, anſtatt daß dieſe, wie es bei einer Braut immer ſein ſollte, dieſelbe von ſich ſelbſt geborgt hatte; ebenſo war der ſtattlichen Schaar der Brautjungfern beſonders Erwähnung gethan, worüber die erſte derſelben ſpäter herzlich lachen mußte, wobei zwei dicke Thränen über ihr angenehmes, holländiſches Geſicht rollten. Dann war die Menge der ariftofratiſchen Gäſte aufgezählt, die Dekoration des Dorfes und die zahlloſen Hochzeitsgeſchenke waren aufs Genauſte beſchrieben, welche letztere auf eine jabelhafte Summe geſchätzt wurden; am wenigſten Worte ſchließlich waren, wie in den meiſten Fällen zu geſchehen pflegt, über den Bräutigam verloren, obgleich das Wochenblatt von Kinbury der erſt vor Kurzem überſtandenen ſchweren Krankheit gedachte.

Baron und Baronin Sommeron waren erpreß zu dieſen Feſtlichkeiten aus dem Auslande zurückgekehrt, damit die Hochzeit auf ihrem Landgute ſtattfinden konnte, und Honor vermochte inſolge deſſen ihre erſtliche Bitte, eine ſtille Hochzeit zu feiern, nicht durchzuſetzen. Ihr prachtvolles Schloß füllte ſich bald mit Gäſten aus den erſten Kreiſen der Hauptſtadt und der Provinz, des friſchen Kranzes reizender Brautjungfern nebt ebenſo vielen Cavalieren des Bräutigams nicht zu vergeſſen. Der ganze altadelige Sig, die kleine, friedliche Dorfkirche, ja ſelbſt der Weg dorthin — Park und Station — prangten in feſtlichem Guirlandensſchmuck. Royden Keith war am Tage vorher in der Pfarre eingetroffen, um dort zu übernachten, und am Hochzeitsmorgen ſelbſt brachten die Frühgäſte eine Menge Paſſagiere aus Weſtleigh und deſſen Umgebung, die es ſich nicht nehmen laſſen wollten, der Trauung ihres geliebten Schloßherrn beizuwohnen. Sie Philipp öffnete bereitwillig ſeine Parkthore der feſtlich geſtimmten Menge, die ſo fröhlich der lieblichen Braut zuzachzte und Gott um Segen für das ſchöne Paar anſuchte, als Royden dieſe ernt durch ihre Mitte führte. In Garbiel's Bruſt fand dieſes Gebet einen tiefen Widerhall, der langſamen Schrittes in dem langen Zuge der Gäſte aus dem Gotteshauſe trat, während die Jubeltöne der Orgel in brauſenden Accorden ihnen das Geleit gaben.

„Ja, Gott ſegne ſie Beide,“ flüſterte auch der Pfarrer, ſegne ihren Eingang und ihren Ausgang!“

* * *

Nein, es war gewiß keine ſtille Hochzeit geweſen! Und Pierce war nicht der Einzige, welcher über dieſe Idee lachte, als die Wogen des Feſtes ſich legten und der lange Zug der Reſſewagen die Parkallee hinabrollte. Er ſelbſt ſaß auf dem erſten Wagen neben dem jungen italieniſchen Courier und ſah ſtolz auf die vier Grauiſchimmel und die ſcharlachrothen Kutſcher hernieder, hatte aber doch ein immer bereitſ Wort oder einen Blick für die Frauen, welche den geräumigen Sig hinter ihm einnahmen. Die eine war Marie Verier, deren Geſicht von dem unausſprechlich glücklichen Gefühl widertrahlte, daß ſie ebenſo wohl Honor's Joſe ſei, wie das gemüthliche Mädchen neben ihr, welche beſtändig ſo für ſie ſorgte und ihr alle möglichen Aufmerk-

ſamkeiten erwies, ohne je durchblicken zu laſſen, daß ihre Beſchäftigung auf dieſer Reiſe ins Ausland nur auf einem Schein beruhte, welche Royden's Geſundheit vollſtändig wiederherſtellen, aber auch an des lahmen Mädchens völlige Geneſung, die in jenem Leben des Glückes und der Ruhe in Honor's Hauſe ihren Anfang genommen, die letzte Hand legen ſollte.

Drei Monate ſind vergangen, ſeit das feierliche Geſäute der kleinen Dorfkirche aller Welt die Vermählung von Royden und Honor verkündete; heute ſind es die Glocken von Schloß Weſtleigh, welche von ihrer majeſtätlichen Höhe herab, Brandung und Wogen übertönend, weit hin die frohe Mär in die goldige Herbſtlandschaft erſchallen laſſen, daß der Schloßherr mit ſeinem jungen Weibe der heimathlichen Schwelle nahe. Hell und ſtark eilen ihre mächtigen Schläge dem jungen Paare im Reſſewagen entgegen, welches eben die Grenzen ſeines Eigenthums erreicht und ſtrahlend vor Glück die heimathliche Erde mit ihrem alten Freunde, dem Feſenſchloß an dem ſchönen Geſtade, der wallenden See, begrüßt; doch Honor wendet in dieſem Moment ihren Blick ſeitwärts und birgt zärtlich ihr Köpfchen an der Bruſt des Gatten — da liegt die trügeriſche Nacht, deren naſſer Umarmung man ihn kaum fünf Monate früher leblos und ſtarr entriſſen!

Der Thurmwächter erblickt jezt den Wagen und ein Böllerſchuß dröhnt über die blaue glitzernde Fläche; die Glockentöne erklingen noch lauter und luſtiger und raſch ſetzt ſich ein Muſikcorps in Bewegung, welches der Schloßherr perſönlich unter den Mühlenarbeitern organiſirt, ein March tönt den Einziehenden entgegen. Bivatrufe aus Tauſenden von Rehlen erfüllen die Lüfte, im Nu ſind die Pferde abgeſpannt und im Triumph ziehen die eigenen Pächter den Wagen vor das Schloßportal.

Freudig berührt dankt der junge Schloßherr nach allen Seiten für ihren herzlichſten Empfang während jedes ſeiner Worte mit Hochrufen und Tücherſchwenken beantwortet wird; freudig bewegt bemerkt die jubelnde Menge, wie nur die Erwähnung ſeiner Gattin einen wunderbaren Glanz in ſeine Augen zaubert neben jenem Ausdruck beſtändigen Glückes, der dort jezt immer thront.

Auch viele liebe alte Bekannte haben ſich im Schloſſe eingefunden, das ſchöne Paar zu empfangen; da ſind Baron und Baronin Sommeron, herzlich wie immer, da ſtehen der Pfarrer und ſeine Gemahlin, bemüht wie ſonſt, Honor zu verziehen. Auch Sir Edward Graham iſt von London herbeigeſeilt, ſo heiter heute, als ob er nie in dieſem Hauſe Zeuge ſchrecklicher Todesangſt geweſen. Ebenſo Doktor Franklin, der außergewöhnlich hoffnungs voll an ſeiner Seite Platz genommen, und der greiße Pfarrer von Weſtleigh, der jedem offen verſichert, daß er in ſeinem langen Leben ſolcher Empfangsſcene nicht beigewohnt. Mit ihm iſt ſein junger Adjunkt gekommen, in deſſen Begleitung wir einen erſten kleinen Knaben erblicken. Das Geſicht deſſelben verkündet ſich in wahrhafter Freude, als der Schloßherr ſanft ſeine Hand auf deſſen Schulter legt und zu Honor flüſtert: „Dieſ iſt Margarethe Territ's Kind!“ — und dieſe ſich niederugt und ihn küßt.

Auch Miß Henderson und Phoebe ſind zuſammen aus London eingetroffen, wo letztere voll ruhigen Glückes an ihrer Ausſteuer arbeitete, während Hervey mit einem Eiſer, den früher Niemand an ihm vermüthet, ſeine Wohnung einrichtete, welche bald das Heim ſeiner „kleinen Frau“ werden ſollte. Er ſelbſt kommt doch jezt ein wenig ins Stocken, obgleich er ſeine Empfangsrede wohl einſtudirt, als er Honor für das Geſchenk von Parkhaus dankt, daß dieſe für ihn und Phoebe gekauft, nachdem Mrs. und Miß Trent es für gut befunden, dieſer Gegend für immer Lebewohl zu ſagen.

Ferner erblicken wir Gabriel Myddelton, den neuen Beſitzer von Abbotſmoor; weiße und müthtätig genießt er die Hälfte der Gelder ſeines Onkels, zu deren Annahme ihn Honor nur nach dringender Ueberredung bewegen konnte, und nimmt heute in ſolcher Selbſtbewußtheit die Beglückwünſchungen entgegen,

die man ihm von allen Seiten für die Art und Weise zollt, in welcher er mit ernstem Eifer das Werk ausführt, das Honorat angefangen, kräftig unterstützt von der geliebten Gattin, die, da nunmehr kein Makel mehr auf dem Namen ihres Gatten ruht, zu alter Schönheit und Lieblichkeit aufgeblüht ist.

Ja, sie alle, welche mit Honorat's früherem Leben so eng verflochten gewesen, waren hier versammelt, außer vier Personen. Mrs. Trent und Theodora reisten noch grollend und ruhelos von Ort zu Ort auf dem Continent, unbeugsam, wie diejenigen meistens sind, welche ihr Mißgeschick selbst verschuldet haben, und Lawrence Haughton's Schwester befand sich auf der Reise zu ihrem Bruder nach Melbourne. Auf seine erste Einladung, ehrlich, aber kurz gegeben, verließ Jane kurz entschlossen das Haus, in welchem sie ein halbes Jahrhundert gewaltet und eilte aus Liebe zu dem Bruder, dem sie in bösen und guten Tagen treu zur Seite gestanden, getrost der neuen Heimath im fremden Erdtheil zu. Hart und kalt war sie gewesen und war es noch, doch zog sich durch das kalte Erz diese eine reine goldene Ader!

* * *

Die Stille des lauschigen Herbstabends hatte sich über Schloß Westleigh gelagert, Honorat stand am Fenster ihres Ankleibezimmers; die Vorhänge waren zurückgeschlagen und das Mondlicht fiel sanft auf die schlankte Gestalt, die so still und lieblich in ihrem langen weißen Gewande in die Nacht hinaus schaute.

„Mein Liebling, fühlst Du Dich wirklich jetzt hier zu Hause?“ Es war ihres Gatten Stimme, der so geräuschlos eingetreten, daß seine Worte fast eine Fortsetzung ihres langen glücklichen Nachdenkens schienen.

„Unser Heim, Roy, wo Deine Liebe mich unaussprechlich glücklich machen wird und ich versuchen werde —“

„Mich zu fesseln,“ unterbrach er, zärtlich seine Arme um die junge Frau schmiegend, „Du hast mich für alle Zeiten glücklich gemacht, und brauchst es nie wieder zu versuchen.“

Sie wandte ihre Augen nicht von der mondbeschiedenen See, doch trugen dieselben den Ausdruck der tiefsten und vollkommensten Zufriedenheit. Wie konnte sie auch umhin, den Unterschied zu fühlen, den ihre Liebe in seinem Leben hervorgerbracht, welches freilich immer voll großmüthiger Thaten und edler Zwecke gewesen, jetzt aber zu solcher Höhe des Glückes sich emporgehoben.

„Welch einen Empfang hat man uns bereitet, Roy,“ flüsterte sie dann, „es erfüllte mein Herz mit tiefer Dankbarkeit, als ich sah, wie Deine Leute Dich lieben, und ich weiß auch, woher das kommt, Roy. In Deinem täglichen und stündlichen Verkehr mit Anderen — ich meine in kleinen Dingen sowohl wie in großen, und durch Kleinigkeiten, an die viele von uns gar nicht einmal denken — hast Du Dir eine Liebe erworben, die nur ein Leben wie das Deinige erwerben kann, und welche auch nie anders als warm und wahr sein wird.“

„Honorat,“ sagte er, indem er ihr Köpfchen ein wenig aufhob, um voll sein Glück in ihren Augen lesen zu können, „weißt Du, daß Gabriel und noch verschiedene Andere mir dasselbe von Dir gesagt haben? Meine Geliebte, bist Du zufrieden mit dem, was Du von Abbotsmoor und über die Ausführung Deiner alten Pläne und Projekte gehöret?“

„Ja, noch weit über mein Erwarten.“

„Und willst Du mir erlauben, daß ich jetzt hier an Deinem jegensreichen Wirken theilnehme?“

„Konnten, als ob ich hier mehr thun könnte, als Du schon immer gethan hast.“

„Erinnerst Du Dich jenes ersten Tages, Honorat, den wir zusammen in Abbotsmoor verlebten, als über Schloß und Park noch die Schatten des furchtbaren Verbrechens lagerten? Weder Du noch ich konnten damals ahnen, wessen Händen die Aufgabe obliegen würde, den alten Aberglauben eines Fluches, der auf Deines geizigen Onkels Schätzen ruhte, zu zerstreuen oder den Makel des Verbrechens von dem alten Namen abzuwälzen. Heute aber, mein geliebtes Weib, füllt unser Herz das Bewußtsein, daß endlich nur Segen von dem Gelde des alten Barons ausgeht.“

Die junge Frau lächelte glücklich und schlang sanft ihre Arme um des Gatten Nacken.

„Und Tag für Tag in unserem dankbaren Leben muß dieser Segen noch wachsen und zunehmen, Roy, O, wer in aller Welt hätte größere Ursache, sich zu bestreben, andere glücklich zu machen, als ich, die ich so unaussprechlich glücklich und gesegnet bin.“

Kaiser-Wilhelms-Land, unsere schönste und fruchtbarste Kolonie.

Kaiser-Wilhelms-Land, die Perle unserer Kolonien, nimmt den nordöstlichen Theil der Insel Neuguinea, welche nördlich von Australien liegt, ein. Während unsere afrikanischen Kolonien zu Auswanderungszwecken nur wenig geeignet sind, bietet Kaiser-Wilhelms-Land arbeitsfreudigen Leuten ein weites Gebiet gewinnbringender Thätigkeit. Einöstiges Klima, Fruchtbarkeit des Bodens, Uppigkeit der Vegetation machen diese Kolonie zu der hoffnungsvollsten des deutschen Reiches. Alpenhohe Gebirgsketten, wahrscheinlich aus alkrySTALLINISCHEM Schiefer, durchziehen in nordöstlicher Richtung das Land. Die Küste ist reich an schönen natürlichen Häfen, welche ohne Gefahren zu erreichen sind. Wasserreiche und schiffbare Flüsse, von denen der größte der Kaiserin Augusta-Fluß ist, erhöhen die Fruchtbarkeit des Landes.

Das Klima ist europäähnllicher als das unserer afrikanischen Kolonien, indem die Temperatur zwischen 20 und 30 Grad C. schwankt, also der auf Sizilien im Sommer sich nähert. Allerdings ist Kaiser-Wilhelms-Land nicht fieberfrei, doch sind die Fieberkrankheiten selten von tödtlichem Ausgange und es ist zu hoffen, daß mit fortschreitender Kultur einst das Fieber ganz verschwinden wird. Erkrankungen der Athmungsorgane kommen fast gar nicht vor. Unser ganzes Gebiet ist von üppigem Pflanzenwuchs bekleidet. Der hellgrüne Laubwald erinnert an die deutschen Buchenhaine, aber fast überall ist er durch dichtes Unterholz unzugänglich geworden, sodas man sich nur mit Messer und Art Bahn machen kann. Am Waldestrand erfreuen liebliche Farrenbäume und großblättrige wilde Bananen das Auge des Forschers.

Neuguinea besitzt kein einziges größeres Raubthier. Wildschweine, fliegende Hunde und Füchse, Fledermäuse Ratten und Mäuse sind diejenigen Säugethiere, die man am häufigsten zu sehen bekommt. Reich an Arten und Individuen ist die Vogelwelt. Durch seine Größe zeichnet sich der Kasuar, der australische Strauß, durch seine Schönheit der Paradiesvogel aus. Schwarze und weiße Katabus, farbenprächtige Papageien, raufschend dahin-fliegende Nashornvögel, einformig schreiende Lebertropfvögel, Großfußhühner, viele Taubenarten, wilde Enten, Schnepfen, Wachteln, mächtige Seeadler, räuberische Falken, Raben, Eulen, Reiher, Schwärben und winzige Honigsauger sind die häufigsten gefiederten Waldbewohner. Krotobile giebt es im ganzen Schutzgebiet, Walfische sind dagegen sehr selten, Haifische aber zahlreich. Fliegende Fische fallen bei schlechtem Wetter massenhaft auf das Deck der Schiffe nieder. Aale und Grabben kommen oft auf die Insel der Europäer.

Kaiser-Wilhelms-Land, welches ungefähr halb so groß wie das Königreich Preußen ist, zählt etwa 110000 Einwohner. Sie gehören zum Volkstamm der Melanesier und nennen sich selbst Papuas. Ihr Aeußeres ist im Allgemeinen häßlich, besonders das der Frauen. Sie sind im Durchschnitt kleiner und schwächer als der Europäer. Die Hautfarbe ist schwarzbraun, die Augen schwarz, die Backenknochen etwas vorspringend, die Nase vorn etwas eingedrückt und mit breiten Flügeln, der Mund groß, die Lippen dick, das Kopfhaar kraus und der Bart spärlich. Der Bauch ist dick und vorspringend, die Beine häufig zart und dünn, oft ganz mit Haaren besetzt. Die Männer gehen fast nackt. Ihre Kleidung besteht aus einer Binde von gelb oder roth gefärbter Baumrinde oder aus einem Lappen. Die Weiber tragen kurze Grasröckchen. Die meisten schnüren sich außerdem den Leib mit einem Bindfaden zusammen, der dann tiefe Einschnitte hinterläßt. Die Nacktheit der Eingeborenen schließt übrigens das Schamgefühl keineswegs aus, sondern ist durch das Klima und die Lebensgewohnheiten derselben bedingt. Während die Kleidung unserer schwarzen Brüder gering ist, ist der von ihnen getragene Schmuck um so reicher und zwar schmücken sich besonders die Männer. Sie tragen Ohrringe, Nasenringe oder kleine bunte Pflockchen in den Nasenflügeln, Halsketten aus Hundezähne, Brustschmuck mit kostbarer Muschelarbeit oder von Eberhäuern, Armbänder, enggeschmürte Bauchpressen und außerdem rothbraune Rämme in den krausen Haaren. Ferner sind Vogelfedern ein sehr hochgeschätzter Schmuck. Eine sehr unchöne Sitte ist bei den Papuas das Schwarzfärben der Zähne und das Bemalen des Gesichtes und der Brust mit schwarzer, weißer, gelber, oder rother Erde.

Die materielle und geistige Cultur der Papuas ist gering steht jedoch höher als die der Australneger. Auffallend ist, daß sich bei ihnen keine Staatenbildung findet. Innerhalb der Dörfer

gibt es keinen Häuptling, keinen Ortsvorsteher, kein Ältestenkollegium. Die friedlichen Menschen leben ohne staatliche Organisation glücklich und zufriednen. Gemeinsame Angelegenheiten werden vorher gemeinsam berathen.

Die Waffen der Eingeborenen bestehen aus Bogen und Pfeil, der Speer dient mehr zur Fierde. Im Allgemeinen sind die Papuas sehr wenig kriegerisch, sondern lassen gewöhnlich, sobald Europäer ihre Dörfer betreten, ihre Häuser im Stiche und flüchten sich mit Weib und Kind in die Wälder. Sie legen daher den Expeditionen ins Innere wenig Schwierigkeiten in den Weg. Bisher ist noch kein Deutscher in Kaiser Wilhelms-Land von den Eingeborenen getödtet. Die Einfuhr von Schußwaffen und der Verkauf von Spirituosen ist glücklicher Weise im deutschen Schutzgebiete verboten und es ist noch keine Schußwaffe im Besitze der Einwohner.

Ihre Häuser bauen sie aus Bambuslatten und Mattengeflechte. An den Küsten stehen dieselben auf Pfählen und sind zum Theil zweistöckig. Der Fußboden ist mit Matten belegt, so daß man sich auf ihm nur kriechend fortbewegen kann, um nicht durchzubrechen. In den Gebirgsdörfern dagegen wird der Fußboden der Häuser durch die hartgestampfte Erde gebildet. Das Innere der Häuser bildet nur ein Raum, der, da er nur eine Öffnung hat, die als Thür und Fenster dient, ziemlich dunkel ist. Der Aufenthalt in diesen Räumen ist durch die Sitte der Papuas, die Leichen ihrer Verwandten in den Hütten aufzuhängen und zu räuchern, sehr unangenehm. Diesen Leichen wird als Speise Yams (eine genießbare Wurzelknolle) gereicht. Vertrocknet die Knollen, so glaubt man, daß sie von den Todten verpestet seien, bleiben sie frisch, so werden sie von den Lebenden gegessen. Das Hausgeräth der Papuas besteht aus gepflochtenen Körben, hölzernen Schüsseln, Thontöpfen, Bambusrohren zum Wasserholen und als Wasserbehälter, hölzernen Kopsfacheln und urwüchsigem aus brettartigen Rindenstücken bestehenden Betten.

Die Hauptlast der Arbeit trägt bei den Papuas die Frau. Die einzige Arbeit des Mannes besteht im Roden des Waldes und in der Errichtung eines Zaunes um den gerodeten Acker. Alle andere Arbeit, so die Ausfaat, das Jäten und Instandhalten der Acker, das Ernten und Herbeischleppen der Erntetrügnisse ist den Frauen überlassen. Die Stellung der Frauen ist auch bei den Papuas eine sehr untergeordnete, doch eine bessere als bei den Negern. Sie werden von ihren Männern eifersüchtig bewacht. Die Hauptnahrung der Papuas bilden die Yams und der Bertaro, eine großblättrige Staude, deren Wurzel die Größe eines Rindskopfes erreicht und gekocht angenehm kastanienartig schmeckt. Ferner dienen als Nahrungsmittel der Tabak und die Betelnuß, welche gekaut wird. Sehr beliebt sind auch die Kotosnüsse. Die einzigen Hausthiere der Papuas sind Hunde und Schweine, doch können sich Beide nicht allzusehr vermehren, weil sie in zu großer Zahl von den Papuas verzehrt werden. Besonderes Geschick entwickeln die Papuas im Fischen. Sie stauen die Bäche und kleinen Flüsse durch künstlich gebaute Wehre auf und lassen dann das Wasser ab, oder sie fischen mit Fischkörben, Netzen oder Angeln. Gewandt sind sie auch im Töbden der Fische durch Fischspeere oder Pfeile. Bei dem Mangel an größeren Bierfählern ist die Jagd der Papuas gering. Das Zigarrenrauchen ist bei ihnen allgemein, und zwar wandert der in einem Bambusrohre steckende Stimmstengel von Mund zu Mund. Besonders geschickt sind die Frauen in der Töpferei; dagegen ist vollständig unbekannt die Schmiedekunst. Die Papuas besaßen sich bei der Ankunft der Deutschen im Steingeltalter. Zum Fällen der Bäume bedient man sich der Steinart.

Tabak und Glasperlen bilden in Kaiser Wilhelms-Land die kleine Münze; Hobeisen und Zeug, Schnupf- und Hüftentücher sind Silbermünze, Ärzte sind Gold. Mit Glasperlen für 50 Pfennige werden 50 Lastträger für den Tag bezahlt und sind mit diesem Lohne sehr zufrieden und überglücklich. Das Eigenthumsrecht ist bei den Papuas stark ausgebildet, indem alles bebaute Land Privatbesitz ist. Die Stelle des Geldes vertreten bei ihnen Schmuckgegenstände und Schweine. Bei ihren Festen geht es heiter zu, Schweine- und Hundfleisch wird in großen Mengen gegessen, Tänze werden aufgeführt und es wird wacker gesungen. Ob diese Feste einen religiösen Hintergrund haben ist ungewiß, wie überhaupt die Religion der Papuas sehr im Dunkel gehüllt ist. Vielleicht besteht sie nur in der Verehrung der Ahnen. Große Bedeutung hat die Zauberei, doch werden die Zauberer, die es überall gibt, nur gefürchtet und verachtet. Gegen das Christenthum haben sich die Papuas bisher sehr ablehnend verhalten. Der Menschen-

franz, der im Bismarcks- und im Salomo-Archipel in Blüthe steht, kommt auf Kaiser Wilhelms-Land nicht vor. Zu den Schattenseiten des Charakters der Papuas ist vor Allem ihr diebisches Wesen, ihre Faulheit und ihr Mißtrauen zu rednen. In Folge der Faulheit geht die Volkszahl der Papuas vergeblich und nur durch Heranziehen zur Arbeit können sie vor dem Aussterben bewahrt werden.

Die Neuguinea-Kompagnie, welche sich im Jahre 1884 in Berlin zur Erwerbung von Kolonialbesitz im westlichen Theile der Südsee bildete, hat sich das Verdienst erworben, Ruhe und Ordnung im Land zu schaffen. Am 17. Mai 1885 erhielt sie durch einen kaiserlichen Schutzbrief das Recht zur Ausübung landeshoheitlicher Befugnisse unter kaiserlicher Oberhoheit. Die richterliche und Verwaltungsthätigkeit führt der Reichskommissar, der Generaldirektor hat die Leitung der Geschäfte der Neuguinea-Kompagnie unter sich. Infolge der Thätigkeit derselben kann man hier ganz im europäischen Stile leben. Man erhält zu billigen Preisen frisches Ochsenfleisch, frische Milch, frische Butter, vortrefflichen Wein und trinkbares Bier, in der Speiseanstalt eine gute und billige Beköstigung. Auf der Centralstation lebt ein Arzt, giebt es ein Hospital und eine Schule. Auf allen Stationen sind Postanstalten eingerichtet, wo man mit einer deutschen Zwanzig-Pfennigmarke besetzte Briefe nach Europa aufgeben kann. Ueberall giebt es Gerichte, Waarenlager u. s. w. Eine kleine Polizeitruppe sorgt für Ordnung im Lande. Die Arbeiter, von denen das Land bebaut wird, werden vom Bismarck- und Salomo-Archipel bezogen. Ob Kaiser Wilhelms-Land Gold birgt, muß die Zukunft lehren. Vorläufig liegt der Werth des Landes hauptsächlich in der Fruchtbarkeit seines Bodens, welche durch die Wärme und Feuchtigkeit des Tropenhimmels zu erstaunlicher Höhe gesteigert wird. Am fruchtbarsten ist das Land im Hintergrunde der Nitrolata-Bai. Die Nähe vortrefflicher Häfen und günstige Gesundheitsverhältnisse machen dieses Gebiet zu einem der hoffnungsvollsten. Besonders wird hier Tabakbau getrieben. Der Tabak nähert sich an Güte dem Havanah-Tabak. Nächst dem Tabak bietet die Baumwolle günstige Aussichten. Auch der Kaffee- und Cacaobau scheint nicht ohne Erfolg zu sein. Außerdem kommen für den Handel die Erträge (getrocknete Kerne der Kotosnüsse) der ungemein zahlreichen Kokospalmen, ferner Perlmutterschalen und Schildpatt in Betracht. In Zukunft werden auch die werthvollen Tropenbölzer in der Ausfuhr eine Rolle spielen. Eingeführt durch die Europäer gedeihen Gemüse und Küchengewächse vorzüglich, so Rüben, Bohnen, Erbsen, Tomaten, Kohl, Gurken, Kartoffeln und Salat. Schädliche Thiere sind selten, indem man weder Sperlinge noch Raupen kennt. Pferde- und Rindviehzucht rentirt gut, nicht so die Schafzucht. Das Federvieh ist sehr zahlreich vertreten. Sie bietet Neuguinea für den Landwirth mit etwas Vermögen und für den Handwerker ein hoffnungsvolles Auswanderungsgebiet.

Dr. Fritzsche.

Allerlei.

Ein fachmännischer Ballbericht. Eine köstliche „fachmännische“ Schilderung bringt die „Linger Montagspost“ über den jüngst stattgehabten Juristenball in Wels: „Die Juristen unserer Stadt glätteten ihre Amtsgeichter, schnallten die aus dem Inventarium der alten Bursherrlichkeit entnommenen frischgeölten Tanzbeine an, beschloffen die Abhaltung eines Juristenfränzchens und schufen damit ein Novum in unserm wieder recht dürftig bestellten Karneval. Die auf vergangenen Samstag in dem im Grundbuche der Katastralgemeinde Wels Vorstadt, Einlagezahl 87 vorgetragenen Gasthose des Herrn Franz Ziegler in Wels angeordnet gewesene Tanzabhandlung erfreute sich eines zahlreichen Besuches, sowohl seitens der Juristenzunft wie auch der Laienwelt. Ein blüthenreicher Kranz von reizenden unverjährten Damen aus dem Bessler Rosengarten zierte den Abend. Rasch vollzog sich der Abschluß der Leihverträge — Tanzverträge dürften als Leihverträge zu betrachten sein — und deren Sicherstellung durch Intabulation in die Tanzgrundbücher. Erfrischungen kamen selbstverständlich keine vor. Bis Mitternacht wurde hingebungsvooll und ohne Saumsal dem Tanze gehuldigt. Dann wurde Tagfahrt an Ort und Stelle zur Inrotulirung eines Soupers vorgenommen, woran sich auch jene Herren betheiligten, welche von der Tanzpflicht im Hinblick auf ihren Leibesumfang (unbewegliche Sachen) oder Alters dispensirt waren. Nach Vollzug dieser Exekution oblag man wieder dem Tanzgeschäfte, bis in spätester Morgenstunde die Liquidation der

ungen und Tanzbeine eintrat, die Scheidung von Tisch und Tanzboden ausgesprochen wurde und die Verzekung in den zeitlichen Ruhestand erfolgte. Ob von den männlichen Contrahenten auch Pränotationen auf Damenherzen vorgenommen wurden, entzog sich natürlich der Schätzung des Berichterstatters. Das wird erst die Folgezeit lehren, wenn einmal nach geschlossenem mündlichen Verfahren die Rechtfertigung der Pfandrechtsvermerkung durch Erklärung des letzten Willens in wohlgeordnetem Concepte bei der Frau Mama erfolgt, wobei es für den Wittsteller von bedeutendem Vortheil ist, wenn er eine der Competenz der Realinstanz oder im Depositenamte versuchte oder sonstwie kundbar fat sam bemittelte Dame sein eigen nennt; denn auch der Jurist wird nicht gern auf das Verzicht leisten, was der § 1218 a. b. G. B. erwähnt."

Um die schlesische Gemüthlichkeit zu beleuchten, erzählt die „Schles. Volksztg.“ folgende Geschichte, die ihr aus dem Ohlauer Kreise mitgetheilt wird. Der Vorfall spielte auf der weiten Hofjagd in Ohlau. Kaiser Wilhelm I. war nebst dem Kronprinzen und großem Gefolge soeben auf dem Bahnhofe eingetroffen und stand im Begriffe, die bereitstehenden Wagen zu besteigen, welche zum Theil von wohlhabenden Bauern aus dem Kreise gestellt wurden. Unter diesen befand sich auch der jetzt noch lebende Bauerngutsbesitzer B. aus G. bei Ohlau (ein offener gerader Mann, aber kein Hofsing, der im Besitze ausgezeichnet schöner Pferde und eines eben solchen Wagens war. Er ließ sich selbstverständlich nicht die Ehre nehmen, selbst zu futschieren. Fürst von Pleß hieß den B., der ihn schon bei der ersten Jagd gefahren und der bei ihm wegen der Drolligkeit, mit der er ihn beständig „Herr Pleß, Herr Pleß!“ ohne jegliche andere Titulatur in seiner schnellsten Sprechweise anredete, noch in gutem Andenken steht und tritt an seinen Wagen heran, um sich wiederum seiner zu begeben. In seiner Nähe steht der Kronprinz, nachmalige Kaiser Friedrich, um ebenfalls einen Wagen zu besteigen. Plötzlich zieht B. eine Flasche aus der Tasche und reicht sie vom Boche herab dem Fürsten zu mit den Worten: „Na, Herr Pleß, s'is schön, doas se wiedertumm'n zu m'r; s'is saakt heute; hier nahm'n se und trink se amol, doas wird Ih'n'n schunt wärm'n. Se brauchen sich erndte (etwa) nicht se fercht'n s'is guder Kuntjal von Kurpache (Korbach, Restaurant am Ringe). 's Quart kufft o enn Thaler.“ Lachend nimmt der Fürst die dargebrachte Erfrischung, und nachdem er einige herzhaft Schlucke genommen, will er sie dem edlen Spender mit Dank zurückreichen. Doch unser B. schmunzelt nun seelenvergnügt über die seinem „Kuntjal“ wiederfahrenere Ehre, ohne Miene zu machen sein „Butt'chen“ wieder einzustücken und auf den danebenstehenden Herrn, den Kronprinzen zeigend, meint er treuherzig: „Silt Herr Pleß, dam durte thun se amol schenk'n.“ Und unter fröhlichem Lachen der ganzen Jagdgesellschaft, sowie der umdrängenden Menge entsprach der Kronprinz der urwüchsigten Einladung mit jener Liebenswürdigkeit, die ihm überall die Herzen eroberte.

Adolf Wagner und der Russe. In seinem Kolleg über Nationalökonomie erwähnte jüngst der bekannte Professor Wagner beim Kapitel des Einflusses der Bildung auf die Arbeitsleistung kurz die Thatsache, daß in Rußland 95 Prozent der Bevölkerung Analphabeten sind; diese Mittheilung geschah in einer allerdings etwas ironischen, aber durchaus sachlichen und keineswegs verleugenden Form. Trotzdem wurde Professor Wagner, wie der „D. C.“ berichtet, nach Schluß der Vorlesung auf dem Korridor von einem russischen Studenten angehalten und über die „Beleidigung der russischen Nation“ zur Rede gestellt. Später erhielt er noch — wahrscheinlich von demselben Russen — einen anonymen, von größtlichen Beleidigungen strotzenden, die Ausführungen des Professors „widerlegenden“ Brief, den er am letzten Montag zum Gegenstand einer eintündigen Besprechung machte. Nicht wenig erregt, meinte Professor Wagner, die meisten Stellen des Schreibens wegen ihrer maßlos ausfallenden Form nicht mittheilen zu können. Doch das Wenige, was er verrieth, war schon empörend genug. So z. B. die Stelle, es sei „großer Unfug“, daß ein deutscher Professor vom Katheder aus gegen Rußland hege. Homoristisches Gelächter rief der wahrhaft klaffische Satz hervor, daß, wenn Professor Wagner über russische Verdämltze unterrichtet wäre, er auch wissen müßte, daß Rußland für die Kultur bedeutend mehr geleistet habe als Deutschland! Besonders die russischen Studenten, nach dieser Probe zu urtheilen.

Geschenk des Kaisers. Der Loge zu Kalbe a. S. hat Kaiser Wilhelm aus Anlaß ihres 75 jährigen Bestehens sein Bild gewidmet. Es zeigt den Herrscher in Uniform der Gardes du Corps mit umhängtem Mantel und Helm und ist nach dem bekannten Lenbach'schen Gemälde in Kreide ausgeführt. Von einem vergoldeten Rahmen umgeben und mit der Kaiserkrone geziert, zeigt es den eigenhändigen Namenszug des Kaisers.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— **Das Leben und Treiben auf einem Leuchtturm**, der auf einsamem Felsen draußen im Meere der anprallenden Brandung trotz muß in der Winterzeit ein schrecklich eintöniges sein; wenn auch die Pflicht die treuen Wächter immer von Neuem ermuntert, so sind sie doch oft wochenlang von jeder Verbindung mit dem Festlande abgeschlossen und sehen nichts anderes, als ihre eigenen wetterharten Gesichter. Um nun das Getriebe da draußen auf dem umbrandeten Thurm gerade in der rauhen Jahreszeit aus eigener Anschauung schildern zu können, hat die geistvolle Schriftstellerin und mutige Seefahrerin Helene Fischer es unternommen, kurze Zeit die Gesellschaft der Thurmwächter zu theilen, und was sie dort erfahren, erzählt sie den Lesern in Heft 16 der beliebten Familienzeitschrift „Für alle Welt“ (Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Preis des Bierzehntagshefts 40 Pf. in frischer, humorvoller Weise. Damit nun diese interessanten Erlebnisse dem Leser noch näher gebracht werden, sind sie von einer großen Anzahl trefflich gezeichneter Illustrationen begleitet. Dann enthält dieses Heft noch neben den beiden ganz eigenartigen, fesselnden und spannenden Romanen „Glückspiel am Hofe“ von Karl Ed. Klopfer und „Vergeltung“ von Hector Malot, eine launige Plauderskizze „Eifersüchtig oder nicht“ von Dietrich Theben, eine durchaus gemeinverständlich geschriebene Würdigung der Verdienste Johann Heinrich Pestalozzi's um die moderne Volksschule, ein nach den Berichten von Augenzeugen abgefaßte Schilderung des Kampfes des Preussischen Annonenboots „Meteor“ mit dem französischen Aviso „Brouet“ im Jahre 1870 vor Savona mit einer vorzüglichsten Zeichnung dieses Seegefechts von Willy Stoener. Weiter finden wir unter vielem Anderen einen Artikel über den Gesichtsausdruck bei Menschen und Thieren, einen solchen über die epochenmachende Entdeckung der Röntgen'schen X-Strahlen und eine illustrierte Humoreske „Die Liebesprobe“. Der künstlerische Schmuck dieses Heftes weist neben den Porträts Pestalozzi's, des Prinzen Alexander, des Afrikareisenden Ehlers und des Generals v. d. Goltz-Paicha, die Holzschnitteproduktionen des José Gallegos'schen Gemäldes „Kriegsbeute“ des Modler'schen Gemäldes „Ein Hochzeitsfest in der Bretagne“, dann „Manuela“ von Konrad Kiesel, „Gedrypyramiden in Auro“ von G. Hegn, „Münchener Kindl“ von Friedrich Bodenmüller und „Waffenländer in Kairo“ nach dem Gemälde von G. Simoni auf. Wie so oft schon in „Für alle Welt“, werden auch in diesem Hefte wieder die Briefmarkenliebhaber durch Abbildungen äußerst seltener Marken erfreut, ein Zeichen, daß dieses weitverbreitete Familienjournal den verschiedensten Interessententreiben gerecht werden will.

— Die im Verlage von Rudolf Uhlig in Leipzig erscheinenden Sprachzeitschriften: **Le Petit Journal Français**, Halbmonatschrift, dem Studium der französischen und deutschen Sprache bestimmt. — Abonnementspreis unter Kreuzband 3 Mk. per Jahr und **The Anglo-German-Translator**, Monatschrift zum Studium der englischen und deutschen Sprache. — Abonnementspreis unter Kreuzband 2 Mk. per Jahr. (Probenummern versendet die Verlagsabhandlung auf Wunsch gern gratis und franco), haben mit Januar ihren zweiten Jahrgang begonnen. — Die Aufgabe beider Blätter ist es, zum Studium der französischen und englischen Sprache durch sorgfältig ausgewählte wissenschaftliche Artikel, interessante Beschreibungen, humoristische Erzählungen, kommerzielle und andere Briefe u. anzulegen und sowohl für den Anfänger, als für den vorgerückteren Schüler passende, angenehme und in sprachlicher Beziehung möglichst lehrreiche Gestalte zu bieten. Allen, die sich mit Sprachstudien befassen, können wir obige Zeitschriften bestens empfehlen.

— **Der Briefmarkensammelsport** nimmt immer größere Dimensionen an. Fast täglich liest man in den Zeitungen von fabelhaften Summen, die für Sammlungen, ja sogar für einzelne Marken gezahlt sind. Und nicht nur unter jüngeren Leuten ist die Liebhaberei, Marken zu sammeln, verbreitet, nein, erste Männer machen die Briefmarkensammler zum Gegenstand eines geradezu wissenschaftlichen Studiums. Ueber alle Länder dehnt sich der Sport aus, Vereine tauchen auf an allen Enden der Welt, eine umfangreiche Litteratur ist entstanden, und zahlreichen Leuten bietet die Philatelie Beruf und Fortkommen. Wer hätte es vor Jahren für möglich gehalten, daß eine Firma, wie die Leipziger Verlagsfirma Vaumbach u. Comp. ein Personal von durchschnittlich 500 Mann beschäftigen könnte in ihren verschiedenen Offizinen in der Hauptstadt mit Verlagsartikeln für Briefmarkensammler. Dort erscheint nicht nur das in weitesten Kreisen bekannte Universal-Briefmarken-Album, man findet dort Albums und Sammelbücher in jedem Geschmack und für jede Börse, von den feinsten Ausgaben für Spezialisten im Werthe von Mk. 100 — bis zu Büchern für jugendliche Sammler zum Preise von 10 Pf. Auch eine Spezialzeitung für Briefmarkensammler „Die Post“ aus dem gleichen großen Verlage bringt man zweimal monatlich eine Fülle belehrender und anregender Artikel und das für den fabelhaft billigen Abonnementspreis von Mk. 1.— für das ganze Jahr. Wer sich mehr für die Sache interessiert, dem rathen wir, sich direct an die Firma zu wenden, die in liebenswürdigster Weise Preislisten für ihre Albums und Probenummern ihrer Zeitschrift gratis und franco verschieft.

Verantw. Redakteur Dr. Heinrich Rube. Rotationsdruck und Verlag von Otto Thiele (Halle Sale), Leipzigerstr. 87.